

Der schwarze Faden

Autor(en): **Morand, Frank**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 35

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751928>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der schwarze Faden

Von Frank Morand

Stephan Marrer mit dem blassen Knabengesicht, Kandidat der Philosophie, ist beschuldigt, durch vorsätzliches Schließen einer Ofenklappe die Entwicklung von Kohlenoxydgasen verursacht zu haben, die den Tod seiner Tante Karoline Marrer herbeiführten.

Die kalte Anschuldigung des Mordes hat den kaum Vierundzwanzigjährigen so zerrütet, daß er sich in der Wirrnis verfänglicher Fragen verschiedentlich ungeschickt äußert. Der eifrige Untersuchungsbeamte, der nach anfänglichen Ermütigungen, die er aus den Zweideutigkeiten unklarer Antworten zog, sein feinmaschiges Netz schließlich doch versagen fühlt, hat ihn gestern in verständlichem Ton ermuntert, mit einem offenen Geständnis seine ohnehin aussichtslose Lage zu verbessern und gleichzeitig auch sein Gewissen vor der Welt zu entlasten.

Als Marrer fünf Tage nach dem Begräbnis seiner Tante wiederum aus seiner Zelle zum Untersuchungsbeamten geführt wird, hat er sich Wort für Wort zu rechtgelegt, was er zu seiner Verteidigung vorbringen will.

Auch heute empfängt der Beamte den Häftling mit derselben sachlichen Miene, mit der hinter dem Schalter der Postangestellte ein Paket entgegennimmt. Bevor Marrer, dessen schmales Gesicht speckig glänzt, das knappe Nicken des Beamten erwidert hat, gibt ihm dieser mit trockenen Sätzen bekannt, daß die Untersuchung gegen ihn eingestellt sei.

«Sehen Sie jetzt ein, daß ich schuldlos bin?» fragt Marrer müde.

Der Beamte lächelt, fast verlegen, und in seiner Stimmung schwingt etwas wie leises Bedauern mit, als er leichtsin erklärt:

«Oh nein! Es ist nur nicht erwiesen, daß Sie schuldig sind. Aber Sie können jetzt gehen!»

Marrer ergreift die nachlässig hingehaltene Hand. Sie ist kalt. Alles ist kalt hier, denkt er und zieht seine Rechte langsam zurück, um mit dem sehnigen Handrücken verwirrt über die Augen zu streifen. Er schämt sich, weil er schon wieder dem Weinen nah ist und stammelt: «Ich danke Ihnen!»

Er fühlt den ungewollten Hohn seiner Worte und zieht die Tür eilig hinter sich zu. Wofür soll er danken, wo man alles versucht hat, ihm das Eingeständnis einer Tat abzurufen, von der er nur immer wieder sagen konnte, sie sei ihm fremd?

Jungfer Babette, die Freundin und Untermieterin seiner verstorbenen Tante, empfängt ihn mit dem verschmitzten Lächeln, das er früher nie ausstehen konnte. Jetzt freut er sich über das ewig gleiche Spiel ihrer schlaffen Gesichtsmuskeln, das ihre Worte stets begleitet, und er drückt ihr herzlich die Hand. Endlich wieder ein Mensch, der ihn nicht als Mörder behandelt!

Aus dem Türspalt des Sterbezimmers, das am Ende des halbdunklen Ganges liegt, fällt ein schmaler Lichtstreifen auf den Morgenrock, den er ihr zu Weihnachten geschenkt hat.

Marrer schreitet zögernd auf den Raum zu, dann bleibt er stehen und schaut zurück. Was hält ihn davon ab, einzutreten? — Wird Babette Verdacht schöpfen, wenn er das Zimmer meidet?

Babette kennt ihn seit Jahren. «Gehen Sie lieber nicht in das Zimmer», rät sie sanft, «Sie werden sich sonst erneut erregen!»

«Ich fürchte mich tatsächlich, — dabei weiß ich nicht warum!» entgegnet er unnötig laut und stößt die Tür zu seiner eigenen Stube auf. Hier liegt noch alles unverändert, wie es die Polizei nach der Durchsicherung zurückließ. Die dunkelrot gestreifte Obermatratze ist an der Längsseite aufgeschlitzt; das kräftige Roßhaar tritt heraus wie Eingeweide bei einem Bruch der Bauchwand. Der kleine Wäschevorrat liegt unordentlich auf dem Bett. Auf dem schabigen Teppich, der an zwei Stellen umgeschlagen ist, sind Budzeichen aus farbigen Papierstreifen zu Dutzenden verstreut. Man hat anscheinend seine Bücher ausgeschüttelt wie Wäschestücke und Kleider. Unter den breiten Blasen, welche großblumige Wandbekleidung beim Ofen trieb, hat ein findiger Polizist Geld oder Pa-

piere vermutet; nun hängt die Tapete in Fetzen herunter. Vergeblich, — wo sollte man bei ihm Geld finden?

Während Marrer sein Zimmer ordnet und umsonst versucht, die Erinnerung an die vergangenen Tage zurückzudämmen, die in immer neuen Bildern ihn umklammern, wandelt sich das Gefühl der Beschämung, das er seit seiner Verhaftung empfindet, zur Erbitterung und Empörung. Er wiederholt einzelne Sätze aus der kleinen Rede, die er während der Haft zu seiner Verteidigung vorbereitet hat. Langsam und eindringlich zischt er die Worte vor sich hin, als wolle er sie irgendwem einprägen, der ihm immer folgen kann. Der Untersuchungsbeamte hat ihn ja auch nicht verstehen wollen; stets hat er ihm das Wort durch sprunghafte Fragen entwendet, die ihn unsicher und fägum machen sollten. Zu allen Fenstern möchte Marrer hinausschreien, daß ein paar Menschen im Namen der Allgemeinheit einen Unschuldigen mit der ungeheuerlichsten aller Beschuldigungen umstricken, ihn in einer Flut von Gesetzen und Vorschriften entkräften können, bis sie ihn notgedrungen der Freiheit zurückgeben müssen.

Er geht erregt im Zimmer auf und ab, reißt das Fenster auf, um es gleich wieder zuzuwerfen, und bleibt schließlich, die Fäuste auf die Kante gestemmt, am Schreibtisch stehen. So verharrt er lange unbeweglich, die Lider zu-

Herren, dürften aus den Akten oder durch die Presse erfahren haben, daß meine verstorbene Tante mich seit mehr als sieben Jahren wie ihren eigenen Sohn hielt. Sie war eine einfache und ungebildete Frau, aber sie hat mir, dem elternlosen Neffen, alles geboten, was sie geben konnte. Ueber ihre Geldangelegenheiten war ich völlig auf dem laufenden, da ich ihr seit drei Jahren das Haushaltsbuch führte. Meine Tante bezog von ihrem früheren Arbeitgeber, dem Fabrikanten Heinrich Giger, eine monatliche Rente von zweihundertfünfzig Franken. Dieses Geld wurde ihr von Giger, der von seiner Frau getrennt lebt, meist persönlich überbracht. Von ihrer Freundin Babette Heeb erhielt meine Tante monatlich fünfundvierzig Franken als Miete für ein kleines Zimmer. Dies ergibt eine Monatseinnahme von zweihundertfünfundneunzig Franken. Die Ersparnisse meiner Tante beliefen sich auf etwas über elfhundert Franken, die auf der Nationalbank liegen. Anderweitige Mittel besaß meine Tante nicht. Ganz abgesehen von den zwischen uns wirkenden Gefühlen, die denen von Mutter und Sohn nicht ferne lagen und die mir infolgedessen eine gemeine oder gar verbrecherische Handlung gegenüber dieser Frau verunmöglichten, möchte ich heute Ihre Aufmerksamkeit auf eine jener kalten, sachlichen Erwägungen ziehen, denen die Untersuchungsbehörden offenbar

mehr Bedeutung beimessen als seelischen Beziehungen und Einflüssen. Lassen wir demnach die Frage, ob ich gut oder böse bin, und prüfen wir die andere Frage, die man bei einem Doktoranden, also bei einer gewissen Geisteshöhe wohl aufwerfen darf: was konnte ich durch den Tod meiner Tante gewinnen?»

Marrer hustet leise und fährt nach einer Weile fort:

«Die Antwort ist die: ich hätte mir selber den Abschluß meiner Studien und damit mein Fortkommen verunmöglicht, denn mit dem Tod mußten auch die Zahlungen Gigers aufhören. Von den paar hundert Franken, die mir von ihrem kleinen Vermögen nach Abzug der Bestattungskosten und des Umzugs bestenfalls noch verblieben wären, hätte ich wohl einige Monate leben können, aber nicht länger!

Immer vorausgesetzt, die schlechte Meinung, die der Staat von meinem Wesen haben muß, wenn er mir den Mord zutraut, entspreche meiner wirklichen Beschaffenheit, so ist es gewiß nicht unbillig, auch eine Abklärung der verstandesmäßigen Seite dieser erschütternden Angelegenheit zu fordern. Wenn die Aussage eines mir oberflächlich bekannten Briefträgers, der mich als verstockt schilderte, dazu beitragen konnte, ein moralisch minderwertiges Bild meiner Person in die Akten zu zaubern, so darf ich wohl auch meinerseits in einen weiteren Kreis von Zeugen greifen, um die Unmöglichkeit der mir vorgeworfenen Handlung zu beweisen. Ich bitte die Schriftleiter, die meine Arbeiten veröffentlicht haben, ich bitte die Professoren, die mich prüften, ich bitte alle Freunde und Bekannten um ihr Urteil! — Haltet Ihr mich, wenn Ihr mir schon die für einen Mord erforderliche Roheit zutraut, — haltet Ihr mich auch für dumm genug, eine solche Tat zu begehen? ... Ich glaube, Euer Nein zu hören, ich ...»

Es klopft heftig an der Tür. Marrer schreckt zurück, wie aus einem Traum. Hat jemand gerufen?

Die Türfalle wird langsam hinuntergedrückt, und im Gang brummen unbekannte Stimmen. Marrer blickt in angstvoller Spannung auf die Tür. Wird man ihn nochmals verhaften?

Er packt den noch immer gesenkten Griff und zieht die Tür auf. Babette glotzt ihn fragend an und stellt ihm zwei Beamte vor, die eine steuerramtliche Bestandaufnahme vornehmen müssen.

Die beiden wundern sich über die höfliche Begrüßung; sie haben sich einen mutmaßlichen Mörder anders vorgestellt. Zwar waren beide die Zurückhaltung, die sie ihrer Stellung schuldig zu sein wähen, besonders der ältere, der einen Kopf hat wie ein Mostapfel, aber sie sind freundlich und bezweifeln sonderbarerweise keine der Angaben, die Marrer ohne Zögern zu Protokoll gibt.

Er hat sich im Schlafzimmer der Verstorbenen in den

(Fortsetzung Seite 1123)

«I mache nümm...»

«I mache nümm»,
Hei mir als Chinder,
Für nüt derhinder,
Gar ring und mängisch gfeit,
Und 's Spiel uf d' Syte gleit.

«I mache nümm»,
Tüci mir no hüt,
Als großi Lüt,
Nümm läge, aber dänke,
Und glängroylt d'Chöpf lo hänke.

Doch 's ruuche Läbe
Git nüt vergäbe,
Und d' Ärbet یش kei's Spiel:
Nur d'Usduur füehrt as Ziel.
Drum dänk: Goh't's guet, goht's nit,
I mache wieder mit.

Marianne Jeher

sammengepreßt. Er sieht die Gemeinde- und Staatspolizisten, die Untersuchungsbeamten und viele Bekannte von der Universität vor sich stehen.

Babette schrickt ordentlich zusammen, als im Neben-

zimmer die Stimme Marrers aufschritt:
«Man hat mich während meiner Haft immer nur mit Fragen überschüttet, die in andern Verhältnissen und Voraussetzungen wurzeln als die, von denen es mich zu sprechen drängte. Ich nutze freudig die Gunst des Augenblicks, indem ich Ihr Augenmerk auf einen Umstand lenke, der bei unvoreingenommener Würdigung die gegen mich erhobene Anklage in geradezu lächerlichem Lichte erscheinen läßt. Ich werde Ihre kostbare Zeit, für die Staat und Gemeinde, also wir alle aufkommen müssen, nicht lange in Anspruch nehmen. Sie alle, meine

hohen Rohrstuhl gesetzt, der mit gehäkelten Decken gepolstert ist. Während sein Blick von Möbel zu Möbel springt, das die Beamten betasten, durchsuchen und bewerten, streift er das Kissen der Katze, das auf dem breiten Kachelofen liegt. Man hat das Tier, dem das Kohlenoxydgas ebenfalls zum Verhängnis wurde, tot auf dem Ofen gefunden.

Als Marrer das Kissen herunternimmt, berührt er einen Faden, der an der Ofenklappe befestigt ist. Er läßt ihn mehrmals durch die Hand gleiten, erst gedankenlos, dann nachdenklich. Es ist ein schwarzglänzender Nähfaden von ziemlicher Stärke, der mittels einer Schlinge am verschönerkten Griff der Klappe festgebunden ist. Das andere Ende des kaum fingerlangen Zwirns scheint weder abgerissen, noch durchgeschnitten zu sein. Die matte Farbe und die ungleich langen, breitgequetschten Einzelasern des Endstücks deuten klar darauf hin, daß die Katze den Faden durchgebissen hat.

Marrer wartet ungeduldig, bis die bedächtig handelnden Beamten ihre Arbeit beendet haben, dann ruft er Babette und zeigt ihr in maßloser Erregung das Fadestück. Sie weiß nichts damit anzufangen, will sich aber schließlich genau erinnern, daß sonst nie ein Faden dort hing. Marrer wirft sich in den krachenden Lehnstuhl. Die Katze war alt, sintt er, und gaulerte seit Jahren nicht mehr. Die Tante spielte nie mit dem Tier. Es ist also sehr unwahrscheinlich, daß sie selber den Faden anband, um am andern Ende irgendeinen kleinen Gegenstand zur Unterhaltung der Katze zu befestigen. Babette und er selber hatten bis zur Stunde von diesem Faden keine Kenntnis. Ist der Faden dort festgebunden worden, damit die Katze, im Spiel oder beim Fressen eines angebandenen Fleischstücks daran zerrend, die Ofenklappe schließen sollte? Wer hat den schwarzen Faden in den ringförmigen Griff der Ofenklappe geschlungen? Mit anderen Worten: wer konnte einen Vorteil für sich erhoffen, wenn Karoline Marrer nicht mehr aus dem Schlafe zurückkam?

Marrers Gedanken stoßen sich. Das Gelbliche seiner Züge weicht einem blassen Rot und am Halse treten die dunkelroten Flecken hervor, die peinlich unfehlbar noch immer seine Erregung angezeigt haben.

«Babette!»

«Stephan?»

«Sie wissen, wo mein Freund Stambach wohnt? Dr. Stambach! — Wollen Sie mir den großen Gefallen erweisen und ihn sofort hierher bitten! Patienten hat er ohnehin noch keine. Sagen Sie ihm, es sei sehr wichtig und dringend!»

Junger Babette, die Marrers Verteidigungsrede mit-angehört hat, ist froh, der Spannung zu entweichen und eilt davon. Marrer zupft sich in seiner Ungeduld an den Fingern, bis die Gelenke knacken. Er tupft mit der Hand auf den Stuhl, den Schreibtisch, den altmodischen Aufsatz und auf den Ofen. Eins, zwei, drei, vier, zählt er; es sind die vier kleinen Sprünge, die der Kater stets ausführte, wenn er seinen Lieblingsplatz auf dem Ofen aufsuchte.

Wenn Marrer den Schlüssel des bläulich schimmernden Ofenrohrs senkrecht stellt und dann am Faden zieht, schließt sich die Klappe lautlos. Der schwarze Zwirn ist nicht im internen Teil des Griffes, sondern oben befestigt worden. War dies Zufall oder Berechnung?

Nach kaum einer halben Stunde kommt Babette mit Dr. Stambach zurück. Er ist schlechter Laune; denn Babette hat ihn fast gewaltsam mitgeschleppt. In ihrer bedächtigen Art hat sie ihm unterwegs erzählt, was seit der Rückkehr Marrers vorgefallen ist.

Halb ärgerlich, halb lachend, fährt er Marrer an:

«Was ist eigentlich los? — Willst du sherlockholmsen?»

«Wenn du für einmal deinen unbändigen Humor zurückdämmen willst, wird dir die Kriminalgeschichte Dank wissen! — Sieh dir bitte die Ofenklappe dort an! Was hältst du von diesen Fadenschwänzchen?»

Stambach ergreift behutsam den schwarzen Faden und zieht.

«Was soll ich davon halten, ich bin kein Zwirnerietechnik. Wenn man zieht, geht die Ofenklappe zu. «Das ist alles!»

«Alles!» schreit Marrer, «das nennst du alles! — Und sonst kommt dir kein anderer Gedanke?» — Findest du nicht auch, daß dieser Faden mit kluger Berechnung dort befestigt wurde?»

«Von wem?»

«Das ist es ja! Die Polizei hat diesen schwarzen Faden nicht bemerkt, sonst müßte zweifellos sich das Ding dort eingeschlungen haben. Es steht aber fest, — nicht wahr, Babette? — daß der Faden vorher nicht dort hing und auch nach dem Tod meiner Tante nicht dort angebanden wurde. Ebenso sicher ist, daß meine Tante die Ofenklappe nicht selber geschlossen hat; denn sie kannte die Folgen, die dadurch entstehen konnten.»

«Sie hat auch in den andern Zimmern stets darauf geschaut, daß die Klappen offen blieben», wirft Babette eifrig ein.

Während der kurzbeinige Dr. Stambach auf einem Stuhl steht und schweigend das breitgekaute Fadenelement betrachtet, wühlt Marrer im Nähkorb der Verstorbenen.

«Siehst du», ruft er hastig, «Meine Tante hat gar keinen schwarzen Faden, der so stark ist, wie jenes Stücklein!»

«Es ist zweifellos durch Beißen abgetrennt worden!» meint Stambach gleichgültig.

«Die Katze hat daran herumgekauft!»

«Wo ist das Tier?»

«Tot. Ich habe es kurz vor meiner erhebenden Verhaftung im Garten verscharrt.»

«Wir müssen die Katze sofort ausgraben und untersuchen, dann werden wir vielleicht einen Schritt weiterkommen!»

Sie gehen zu dritt in den Garten, und Marrer gräbt hinter einer Kirschlorbeergruppe das Tier aus, das in der satten Lehmerde noch keine Zeichen der Verwesung trägt. Marrers Ekel ist größer als seine Spannung; er läuft weg und wartet in einiger Entfernung, bis Dr. Stambach, der mit einer Rasierklänge hantiert, die Klinge auf die ausgehobene Erde wirft und mit einer Pinzette etwas aus dem Magen der Katze holt.

«Die Katze könnte mehr erzählen, als du und ich!»

«Hast du etwas gefunden?»

«Treten Sie ruhig näher, Herr Kandidat! Nicht so zurückhaltend! — Die Medizin als Retterin der Philosophie — —»

«Oh, diese faulen Witzeleien! — Hast du etwas gefunden?»

«Gefunden ist schon gar nicht das Wort. — Hier ist ein halbverdautes Würstzopfchen, vermutlich künstliche Wursthaut, mit einem fünf Zentimeter langen Stück Faden dran.»

Die Männer schauen einander wortlos an, während sie ins Haus zurückgehen, und Babette schüttelt den Kopf. Sie kann sich nicht daran erinnern, daß in letzter Zeit Wurst auf den Tisch gekommen ist.

«Die Frage», bricht Dr. Stambach das Schweigen, «wer den Würstzopf auf die Ofenklappe gebunden habe, ist gleichbedeutend mit der andern: Wer hat diesen Mord begangen? Denn ein Mord liegt hier zweifellos vor, und zwar ein ganz gemein durchtriebener!»

«Babette, halten Sie Herrn Giger für den Täter?» fragt Marrer unvermittelt. Es scheint ihm selber unwahrscheinlich, daß dieser stets freundliche, alte Herr einer solchen Handlung fähig wäre. Seit der Trennung seiner Ehe hat Giger der Tante, die einundzwanzig Jahre bei ihm diente, die freiwillig zugestandene Rente mit rührender Anhänglichkeit meist selber überbracht, wenn er nicht durch Krankheit verhindert war. Wenn er nun nicht mehr über genügend Mittel verfügte oder nicht mehr zahlen wollte, dann konnte ihn niemand zwingen, die Rente weiterhin zu entrichten.

Babette ist ob der unerwarteten Frage so erschrocken, daß sie geräunte Zeit braucht, bis sie sich klar wird, daß sie ernst gemeint ist. Dann schüttelt sie heftig den Kopf:

«Nein. Niemals! — Dann ... eher seine Frau ...»

«Die Frau?» wiederholen die Männer, fast gleichzeitig. Und Marrer sagt gedehnt:

«Frau Giger! Eine Person mit süßlichem Lächeln und eisalten Augen — Aber schon wehrt Babette ängstlich ab. Sie will nur sagen, daß sie Frau Giger eher ein Verbrechen zutraue als ihrem Mann.

«Zudem», fügt sie bei, «war Frau Giger letzten Samstag noch hier und ...»

Aber schon fällt Marrer mit heftigen Worten über die Ahnungslose her: Warum hat sie heute nichts von diesem Besuch erwähnt? — Babette hat nicht mehr daran gedacht. «Uebrigens», meint sie, gleichsam entschuldigend, «war Frau Giger, die nur gelegentlich zu einem kurzen Besuch kam, an jenem Samstag ungewöhnlich nett und freundlich.»

«Sie hat allen Grund dazu gehabt!» brummt Dr. Stambach: «Ich bin ziemlich überzeugt, daß diese Frau die Täterin ist.»

Marrer pflichtet ihm kopfnickend bei und sagt nach einer Weile leise:

«Ich kann mich über unsere Findigkeit nicht freuen. Soll ich nun meinerseits einen andern Menschen eines Mordes anklagen?»

«Selbstverständlich mußt du das», fährt Stambach ihn an, «und zwar werden wir augenblicklich zu ihr hingehen!»

Alle Einwände und Ausflüchte, die Marrer vorbringt, sind nutzlos. Er fügt sich schließlich dem freundschaftlichen Zwange und macht sich mit Stambach auf den Weg, wobei er als stummes Zeichen seines Widerspruchs gegen diesen Besuch einen halben Schritt hinter dem Freunde hergeht.

«Dieser schmunzelt boshaft, als er in das ängstliche Gesicht Marrers blickt. «Sie sind ein Esel, Herr Kandidat!» brummt er ärgerlich, während er auf den blanken Messingknopf der Klingel drückt.

Frau Giger öffnet selbst. Sie ist einen Augenblick sehr unfreundlich, doch ändert sich ihr Ton rasch, als Stambach knapp und bestimmt eine Unterredung mit ihr begehrt und kurzerhand eintritt, indem er den zögernden Marrer unauffällig am Rockärmel mitzieht.

Nun stehen die drei in der wohllichen Halle. Dr. Stambach läßt sich ungebunden auf eine Bank nieder, und auch die Frau setzt sich, etwas verlegen und unruhig. Ihr spitzes Gesicht ist unbeweglich, doch die unablässig zuckenden Schultern sagen mehr, als ihre straffen Züge. Marrers Blick hängt prüfend an ihrer magern Gestalt. Ist sie eine Mörderin?

«Du kannst dich auch setzen», ermutigt ihn Stambach, und dann zu Frau Giger:

«Sie werden gelesen haben, daß mein Freund Marrer unter Anklage wegen Mord stand. Die Sache hat sich inzwischen aufgeklärt.»

Er macht eine Pause. Die Frau schweigt. Sie lächelt fragend; ihr rechter Fuß wippt gleichmäßig.

«Der Fall liegt nun völlig klar. Die Katze hat gesprochen! — Frau Giger! Sie sind die Mörderin der Fräulein Marrer!»

Die Sechszjährige erblaßt und schaut starr auf Marrer, dann auf Dr. Stambach. Ihre ruddlichen Finger klammern sich an die Stuhllehne. Sie atmet in kurzen Stößen und bewegt die Lippen, als hätte sie Durst. In ihre großen, hellen Augen schießen Tränen. Sie schweigt.

«Sie haben die Tat begangen!» schreit Dr. Stambach und tritt auf sie zu. Da antwortet sie kaum hörbar: «Ja!»

«Warum haben Sie die Frau getötet?»

Sie schweigt und fängt an zu schluchzen. Dr. Stambach zündet sich eine Zigarette an. Marrer will sich entfernen, doch hält Stambach ihn zurück. Da hebt die Frau an:

«Seit mein Mann von mir weg ist, hat er sein Geld nur so verschleudert. Er hat verschiedene Freundinnen, die ich nicht kenne. Es war mir bekannt, daß die Jungfer Marrer, unser ehemaliges Mädchen, eine größere Monatsrente von ihm bezog. Wahrscheinlich hat er ihr mehr bezahlt, als mir, seiner rechtmäßigen Gattin. Als sich schließlich noch der Verdacht in mir festraß, daß er mit der Marrer ein Verhältnis haben könnte, faßte ich den Plan, diese Frau zu beseitigen. Zwei lange Jahre hat mir diese Versuchung keine Ruhe gelassen. Jetzt habe ich die Tat ausgeführt.»

Sie weint wieder leise in sich hinein.

«Sie müssen sich der Polizei stellen, Frau Giger!» schließt Stambach kalt. Sie antwortet nicht. Da geht Marrer auf sie zu und legt ihr die Hand auf die Schulter:

«Frau Giger! Ich war fünf Tage als Mörder verhaftet und weiß, was es heißt, nicht mehr als Mensch, sondern als Mörder behandelt zu werden. Sie sind alt. Ich möchte Ihnen das schlimmste Schicksal ersparen, Ihr Leben im Zuchthaus zu beenden. Wir werden keine Anzeige erstatten, wenn Sie auf der Stelle schriftlich erklären, auf welche Weise Sie meine Tante getötet haben, und daß Sie alleine für diese Tat verantwortlich sind. Diese Erklärung muß doppelt ausgefertigt werden. Dr. Stambach wird ein Exemplar für sich behalten, das andere wird er einem Notar in Verwahrung geben, der es nach Ihrem Tode der Polizei zustellen muß. Dr. Stambach und ich werden schweigen. Ich bin bereit, die Schmach, die der Mordverdacht auf meinen Namen geworfen hat, weiter zu tragen. Ihre Schuld lastet schwerer auf Ihnen!»

Dr. Stambach, der sich anfänglich über das eigenmächtige Vorgehen Marrers aufhält, scheint nun mit allem einverstanden zu sein. Es dauert fast eine Stunde, bis die Frau die beiden Erklärungen geschrieben und unterzeichnet hat. Sie findet kein Wort für Marrer, aber er glaubt in ihren kalten Augen doch etwas wie Dankbarkeit zu lesen, als sie wortlos die Tür hinter ihnen schließt.

«Es ist möglich, daß du großzügiger warst, als ich es gewesen wäre», meint Stambach leichthin, als sie auf die Straße treten, «aber du warst bestimmt nicht weise.»

Marrer lächelt nachsichtig:

«Es ging heute für mich weder um Weisheit, noch um Edelmut. Obschon ich nicht bestreiten will, daß ich mit der Frau, so sehr sich mein Verstand dagegen auflehnt, ein wenig Mitleid empfinde, ist mein Handeln durch andere Gefühle gelenkt worden. Ich will Herrn Giger, der meiner Tante und damit auch mir geholfen hat, die Schande ersparen, seine Frau als Mörderin vor Gericht zu sehen. Du siehst, es handelt sich nicht um Großmut, sondern um eine Art höheren Anstandes.»

Es vergeht keine Woche, bis der Notar den Brief auftragsgemäß an die Polizei weiterleiten muß. Frau Giger ist freiwillig aus dem Leben gegangen. In einem Brief an Marrer bekennt sie sich in bewegten Worten nochmals schuldig und dankt für sein Stillschweigen, «ein unverdientes Geschenk», wie sie schreibt, «in dessen Licht ich die dunkle Schwere meiner Schuld nicht länger zu tragen vermochte.»

Haben Sie Talent zum Kriminalisten?

Lösung zu Fall 15:

Die Unterschlagung im Betrieb

Fortsetzung von Seite 1114

Die Kriminalkommissare suchten einen Weg, um den Verdächtigen zu Geldausgaben zu veranlassen. Sie wandten sich an einige seiner Gläubiger, zogen diese ins Vertrauen und baten sie, mit Drohungen und gerichtlichen Betreibungen gegen den Verdächtigen vorzugehen. Dies geschah auch. Der Verdächtige zahlte daraufhin einen Teil seiner Schulden. Die Kommissare griffen nun ein und verlangten von ihm Aufklärung, woher plötzlich das Geld stamme. Der Verdächtige machte hierzu Angaben, die sich bei näherer Nachprüfung als unrichtig herausstellten.

Schließlich gab er die Tat zu. Geschehen im Jahre 1928 in Berlin.